



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wir wieder den herrlichen Ausgleich in der Natur, jene Naturgerechtigkeit, die von der menschlichen Gerechtigkeit so wohlthuernd absticht.

Und weil die Menschen niemals gleich werden können, weil die Liebe der Natur in die Hände spielt, weil die Liebe der Natur die Ungleichen liefert, ewig und immerdar, so ist auch jegliches Menschenbeglückungssystem, das auf dem Prinzip der Gleichheit beruht, entweder ein Hirngespinnst oder eine Betrügerei. Man mag die Menschen für eine kurze Spanne Zeit mit Gewalt so gleich machen, daß sie von einer geschornen Hammelherde nicht mehr zu unterscheiden ist: bald wird sich zeigen, daß auch innerhalb dieser Herde der Klügere über den Dummern triumphirt, oder auch umgekehrt, aber gleich bleibt die Herde nicht. Von dem geistigen Erbteil, zu dem auch die geschäftliche Anlage gehört, von diesem Erbteil, das jeder mit auf die Welt bringt, kann dem Menschen nichts genommen werden. Die Menschen würden auch unter den erswerendsten Umständen immer wieder darnach streben, naturnotwendig darnach streben, die Ungleichheit, die von der Natur in ihnen niedergelegt ist, auch äußerlich zu bethätigen. Nicht die Erziehung, der Unterricht, die Bildung, überhaupt die Kultur macht die Menschen ungleich, sondern die Natur hat diese Ungleichheit zu ihren ewigen Zwecken nötig. Und da wir diese Zwecke weder begreifen noch erkennen können, weil wir selbst ja ein Bruchteil dieser Natur sind, so werden wir auch die Notwendigkeit unsrer eignen Ungleichheit weder begreifen noch ändern können.



Litteratur

Henri Welschinger, *Le Roi de Rome*. Paris, Plon, 1897

Mit diesem Buch ist wohl über den König von Rom das letzte Wort gesprochen worden: das Material ist erschöpft, und das politische Interesse an dieser Persönlichkeit auch. Beim Leser wird durch diesen stattlichen Band überhaupt weniger das politische als das psychologische Interesse an diesem entthronten Erben ungeheurer Herrschaftsansprüche erregt.

Von Rechts wegen war Napoleon II. Kaiser der Franzosen von dem Tage ab, wo sein Vater zu seinen Gunsten abdankte und die Kammern von Paris den Sohn feierlich und förmlich als Erben der Krone anerkannten. Daß die Mächte die Anerkennung verweigerten, ändert daran nichts. In so weit, aber auch nicht weiter hat Napoleon II. eine unmittelbare Rolle in der Geschichte der Staaten gespielt. Wenn er dann später in der Hand Metternichs ein politisches Werkzeug von einiger Wirkung wurde, so war das nur eine mittelbare Wirkung. Metternich brauchte den Kaiser der Franzosen, König von Rom, Herzog von Reichstadt bis an dessen Lebensende als eine bequeme Leine, an der er den Hof der Bourbonen und zuletzt auch Ludwig Philipp leitete. Sobald man in Paris Miene machte, etwas andres zu wollen als Metternich, drohte er mit dem Herzog, den er gegen die französischen Machthaber loslassen werde. Und nie ohne Wirkung, denn man fürchtete dort diesen zweiten Napoleon fast mehr als den ersten, und Franz II. mochte Recht haben, wenn er dem Enkel sagte, er brauchte nur in Straßburg zu

erscheinen, um ganz Frankreich zu seinen Füßen zu sehen. Wenn nun der Enkel, der sogar zum Franz umgenannt worden war, doch nicht nach Straßburg entlassen wurde, so geschah es, weil Metternich den Napoleoniden kaum minder fürchtete als Ludwig oder Karl von Frankreich. Die napoleonischen Erinnerungen waren so stark, daß der große Name nicht nur Frankreich, sondern auch Italien zur Erhebung fortgerissen hätte, und Italien wollte Metternich nun einmal durchaus nicht aus seiner Hand lassen. Man rief in Rom, Bologna und andern Orten Italiens sogar stürmischer nach dem napoleonischen Befreier als in Frankreich. So hielt Metternich den Jüngling sorgfältig in Gewahrsam zu Schönbrunn und Wien, so sorgfältig, daß diese Behandlung für den Jüngling allerdings zur Härte wurde. Er wurde gewaltsam dem Vater entzogen, alle und jede Verbindung mit ihm wurde gelöst, er wurde der Pfleger seiner Jugend, der französischen Freunde seines Vaters beraubt, er wurde von allen Verbindungen des Bonapartismus fern gehalten, jeder seiner Schritte wurde streng überwacht; selbst die sich in dem früh entwickelten Jüngling steigernde Leidenschaft für das Kriegshandwerk flößte Metternich Schrecken ein, und wenn diese Behandlung hart war, so kann man sie doch nicht mit Welschinger ganz verdammen, wenn man erwägt, was man in Wien und anderwärts unter dem Namen Bonaparte seit Jahrzehnten gelitten und wie tiefe Wurzeln dieser Name in dem gallischen und römischen Ehrgeiz geschlagen hatte. Obwohl aber Welschinger hier zu weit geht, so hat er doch das Verdienst, die letzten Reste der Legende zerstört zu haben, wonach der Herzog von Reichstadt durch Metternich absichtlich körperlich und geistig entnervt und einem vorzeitigen Tode zugeführt worden sei. Das ist falsch. Der Prinz wurde als ein österreichischer Prinz erzogen, genoß der Liebe und Sorge des Kaisers und des Hofes in hohem Maße, erweckte große Hoffnungen und hoffte selbst, wenn nicht ein Heros wie sein Vater, so doch ein zweiter Eugen von Savoyen für Österreich zu werden.

Das ist der fesselnde psychologische Zug in dem Leben Napoleons II.: ein feuriger Geist unter der erhitzenden Sonnenglut der napoleonischen Ruhmeserbschaft, gebannt in die enge Zelle des Wiener Hofkavaliers, gefesselt an die theoretische Studirstube, an das öffentliche Nichtsthun. Es mag sein, daß diese Lust auf Seele und Körper des hochstrebenden Jünglings eine verderbliche Wirkung ausgeübt hat, daß sein heißes Gemüt sich verzehrte, daß der stete innere Kampf zwischen dem Wollen, das aus dem Bewußtsein der Abstammung floß, und dem Können, dem auf Schritt und Tritt das „Zurück!“ der kaiserlichen Polizei entgegen schallte, den Keim der Schwindsucht entwickelt hat: von einer Verleitung zu Ausschweifung, von gewollter Verführung zu aufreibendem Leben kann keine Rede sein. Napoleon II. starb als ein Jüngling, dessen Lebenswandel geordneter und mäßiger gewesen war, als der wohl der meisten andern Herren des Wiener Hofes. Freilich war er nicht der Dorfe von Ajaccio. Wäre er von dessen Schläge gewesen, so hätte ihn weder Metternich noch sein Freund von Prokesch-Osten davon zurückgehalten, sein Glück in Frankreich zu versuchen.

E. v. d. B.

Christentum, Kirche und Fortschritt. Es giebt in Deutschland ein paar tausend verständige und wissenschaftlich gebildete Katholiken, und man kann sich denken, wie die sich über den Taxilischwindel geärgert und wegen der Blamage eines so großen Teils des katholischen Klerus geschämt haben mögen. Ein Ausbruch dieses Argers ist die Broschüre des Würzburger Professors und derzeitigen Rektors Dr. Hermann Schell: *Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts* (bei Göbel in Würzburg in fünfter Auflage mit einem Nachwort erschienen). Wir

haben das Schriftchen erst jetzt gelesen und müssen gestehen, daß wir den Zeitungs= lärm darüber nicht gerechtfertigt finden. Es ist nur ein schwacher Abklatsch der Proteste, die um 1870 von freisinnigen Katholiken gegen die römische Wirtschafft erhoben worden sind. Ein Versuch, die im Titel liegende Behauptung zu beweisen, wird gar nicht gemacht; Schell beweist höchstens, daß die katholische Kirche ohne groben Aberglauben bestehen und sich mit dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt vertragen kann, aber nicht, daß sie diesen fördert. Mit weit größerm Recht hätte der Lic. H. Martensen Larsen, Pfarrer in Vejlsby bei Aarhus, eine schöne Studie, die zuerst in dänischer Sprache herausgegeben worden war und jetzt bei Reuter und Reichard in Berlin deutsch erschienen ist, das Christentum als Prinzip des Fortschritts betiteln können; er überschreibt sie aber bloß: Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis zum Christentum. Der Verfasser beweist, daß es der Polytheismus gewesen ist, was den asiatischen Kultur= völkern und auch noch den Griechen und Römern den Zugang zur Naturerkenntnis versperret hat. Wo jeder Baum und jeder Stern für eine Gottheit gehalten wird, wo die Durchforschung der Naturwesen als eine Antastung Gottes, ein Sakrilegium gilt, wo ein Anaxagoras als Gottesleugner verfolgt wird, weil er lehrt, die Sonne sei nur ein glühender Stein, wo die ganze Natur mit Dämonen erfüllt, sozusagen verhext ist, da kann von Naturerkenntnis keine Rede sein. Sie wird erst durch den Monotheismus möglich, der die Natur für ein Werk Gottes erklärt; bei diesem Werke der höchsten Vernunft versteht es sich von selbst, daß es ein gesetzmäßig geordnetes Ganze sein muß, und mit der Anerkennung dieser Thatsache ist der erste Schritt zu der wissenschaftlichen Erkenntnis der Natur geschehen. Daß diese Wirkung des Monotheismus so spät zum Durchbruch gekommen ist, erklärt sich aus den unüberwundenen Nesten des Heidentums; und zwar hat nicht bloß der zurück= gebliebne Dämonen= und sonstige Aberglaube gehindert, sondern auch der un= erschütterliche Glaube der Gelehrten an die unfehlbare Autorität der alten Philo= sophen; so sind es z. B. die Aristoteliker gewesen, die die Inquisition auf Galilei geheßt haben. Der Grundgedanke der Schrift findet sich, wie der Verfasser bekennt, schon bei Friedrich Albert Lange und Dubois=Reymond; aber er hat ihn ganz selbständig durchgeführt und bewiesen.

Jakob Böhme. Über sein Leben und seine Philosophie. Rede, gehalten zu Kiel am 8. Mai 1897 von Dr. Paul Deussen, Professor der Philosophie an der Universität Kiel. Herausgegeben zum Besten eines Jakob Böhme=Denkmals in Görlitz. Preis 50 Pfennige. Kiel, Lipsius und Tischer, 1897

Der Vortrag giebt in anziehender Darstellung, was ein gebildeter Mann von dem Schuster und Theosophen zu wissen wünschen kann. Aus dessen Schriften schält Deussen den Kern heraus, und man muß gestehen, daß dieser die Grundprobleme der Religionsphilosophie in einer originellen, nicht bloß an die alten Mystiker, sondern auch an die modernen pantheistischen Systeme erinnernden Form darbietet; aber der Verfasser überschätzt seinen Helden, wenn er meint, daß dieser unter günstigeren Umständen „ganz der Mann gewesen wäre, die von Luther halb voll= brachte Reformation der Kirche zu vollenden und eine Versöhnung der Wissen= schaft und des Glaubens herbeizuführen, wie sie uns bis auf den heutigen Tag noch fehlt.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig